

Über dreißig Jahre lang haben Edie und Richard Middlestein ein ganz normales Familienleben in einem Vorort von Chicago geführt. Auf einmal drohen die Dinge auseinanderzubrechen, nicht ganz unschuldig daran ist Edies enormer Umfang. Essen ist für sie eine Sucht – und wenn sich das nicht ändert, hat sie nicht mehr lange zu leben. Als Richard ihren Eigensinn nicht mehr aushält und Edie verlässt, machen ihre Tochter Robin, ihr Sohn Benny und dessen Frau Rachelle es sich zur Aufgabe, Edie zu retten. Doch statt bei dieser heiklen Aufgabe an einem Strang zu ziehen, stehen sich alle gegenseitig im Weg. Und so steuert diese aberwitzige Familiengeschichte unerbittlich auf die spektakuläre Bar-Mizwa-Party der Zwillingssenkeln zu, die ein Fiasko zu werden droht.

»Ein Buch wie eine virtuos beschriebene Situation am Familien-Abendbrottisch – köstlich, chaotisch, bitter, intim.

Ein wunderbarer Roman.«

Marcela Drumm, *WDR5, Scala*

JAMI ATTENBERG, geboren 1971 in Illinois, studierte an der Johns Hopkins University in Baltimore und lebt in Brooklyn, New York. Sie hat Erzählungen und Romane veröffentlicht. Für

»Die Middlesteins«, ihr viertes Buch, wurde sie vielfach ausgezeichnet.

<http://www.jamiattenberg.com>

Jami Attenberg

Die Middlesteins

Roman

*Aus dem Englischen
von Barbara Christ*

btb

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
The Middlesteins bei Grand Central Publishing, New York, Boston.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2016
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Jami Attenberg
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Schöffling & Co.

Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2015
Umschlaggestaltung: semper smile nach einem Entwurf von
Schöffling & Co.

Umschlagbild: Umschlagbild: © Pierre Mornet
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71380-6

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für meine Familie

Edie, 28 Kilo

Sie musste ihrer Tochter doch zu essen geben!
Die kleine Edie Herzen – gar nicht so klein für ihre fünf Jahre. Der Mutter war das natürlich klar, wie konnte es ihr auch entgehen! Die ehemals pfirsichweichen Arme und Beine hatten sich zu etwas ausgewachsen, das schon nicht mehr zum Anbeißen war. Sie fühlten sich erstaunlich fest an. Ein Kind musste doch eigentlich knuddelig sein. Doch Edie war ein zementartiger Klops. Sie atmete viel zu schwer, wie ein aufgeblähter alter Onkel nach dem Essen. Und weil sie äußerst ungern Treppen stieg, bettelte sie nun darum, die vier Stockwerke zur Wohnung hinaufgetragen zu werden – von ihrer ächzenden Mutter: der Rücken, die Einkäufe, eine Tasche mit Büchern aus der Bibliothek.

»Ich bin müde«, sagte Edie.

»Wir sind alle müde«, sagte ihre Mutter. »Komm schon, hilf mir mal.« Sie reichte Edie die Tasche mit den Büchern.
»Du hast sie dir ausgesucht, jetzt trag sie auch.«

Edies Mutter – selbst nicht gerade dünn. Mit fast einsachtzig und einem wuchtigen Körper verströmte sie in ihrer üppigen Majestät den Glanz einer Löwin, und brüllen konnte sie auch. Sie hielt sich für eine Königin unter den Frauen. Aber trotzdem, sie schwitzte und hatte Kopfschmerzen, und diese Treppe machte wirklich keinen Spaß.

Ihr Mann, Edies Vater, nahm immer zwei Stufen auf einmal, um möglichst rasch voranzukommen. Er war groß, hatte einen dichten, dunklen weichen Haarschopf und lange, schlak-

sige blasse Arme und Beine, und sein ganz und gar wässrig blau geädertes Brustkorb mit den vorstehenden Rippen war so schmal, dass er beinahe durchscheinend aussah. Wenn sie miteinander geschlafen hatten, sah sie immer träge zu, wie sich die Haut über seinem Herzen hob und senkte, schnell, langsamer, langsam.

Bei den Mahlzeiten aß er und aß, denn was Essen anging, folgte er einem fleischlichen Urinstinkt. Er beugte sich über den Tisch, legte zur Abgrenzung seines Territoriums einen Arm um den Teller und schaufelte sich mit der anderen Hand das Essen in den Mund, ohne zum Kauen oder zum Atmen innezuhalten. Aber er nahm nie auch nur ein einziges Kilo zu. Acht Jahre zuvor hatte er während seiner langen Reise von der Ukraine nach Chicago gehungert, und seither wurde er nicht mehr satt.

Wenn man bedachte, in wie vielen Punkten man sich auf der Welt einig sein konnte, hatten sie wenig gemeinsam, die beiden Eheleute. Er war kein Patriot, sie seit jeher in Amerika zu Hause. Sie war im Umgang mit Geld leichtsinniger als er, weil sie in diesem riesigen, reichen Land, in der gesunden Stadt Chicago das Gefühl hatte, dass man jederzeit auch mehr verdienen konnte. Sie besuchten unterschiedliche Synagogen – er die der russischen Einwanderer, sie die von Deutschen zwei Generationen zuvor gegründet, in die schon ihre Eltern zu Lebzeiten gegangen waren, die Synagoge, in der sie groß geworden war, denn das konnte sie nicht aufgeben, nicht einmal in dieser neuen Verbindung. Er hatte mehr Geheimnisse, hatte mehr Elend gesehen. Sie kannte so etwas nur aus den Nachrichten. Und wohin seine Tochter Edie auch wollte, er trug sie auf den Schultern, hoch oben am Himmel, so nahe wie möglich bei Gott. Während seine Frau der festen

Meinung war, dass Edie inzwischen selbst überallhin laufen konnte.

Einig waren sie sich darin, wie sie miteinander schlafen wollten (nach Lust und Laune, ohne Voreingenommenheit) und wie oft (allnächtlich, mindestens), und sie waren sich einig, dass Essen aus Liebe gemacht war und wiederum Liebe hervorbrachte, und sie versagten sich nie einen Bissen, den sie begehrten.

Und wenn ihre geliebte, großäugige und bereits scharfsinnige Tochter Edie kräftig für ihr Alter war, dann machte das nichts.

Denn sie mussten ihr doch zu essen geben!

Da die kleine Edie Herzen einen schlechten Tag hatte, stieg sie langsamer als je zuvor in der Geschichte des Treppensteigens die Treppe hinauf und beschloss bald, dass sie keine weitere Stufe mehr schaffen würde. Es war schwül im Treppenhaus, die staubige Luft hatte sich durch das Oberlicht aufgeheizt, und als Edie sich schließlich hinsetzte und die Büchertasche neben sich zu Boden fallen ließ, quatschte der Schweiß zwischen Schenkelrückseiten und Treppenstufe.

»Edie, Bobbele, bitte nicht.«

»Es ist zu heiß«, sagte sie. »Heiß, müde. Trag mich.«

»Ich habe keine Hand frei!«

»Wo ist Daddy? Er kann mich doch tragen.«

»Was ist denn heute los mit dir?«

Edie wollte sich nicht wie ein Baby anstellen. Quengeln lag ihr nicht. Sie wollte bloß getragen werden. Sie wollte getragen und geknuddelt und mit salziger Leberwurst und roter Zwiebel auf warmem Roggenbrot gefüttert werden. Sie wollte lesen und plaudern und lachen und fernsehen und Radio hören, und abends wollte sie ins Bett gebracht werden

und von einem Elternteil oder beiden einen Gutenachtkuss kriegen, egal, von wem, denn sie liebte beide gleich. Sie wollte der Welt beim Vorüberziehen zuschauen und im Kopf Geschichten über all das erfinden, was sie da sah, die vielen Liedchen singen, die sie in der Sonntagsschule lernte, und so weit zählen, wie sie konnte, nämlich schon bis über Tausend. Es gab so viel zu beobachten und zu überlegen, warum also musste sie laufen? Sie vermisste ihren Buggy, den sie manchmal aus der Abstellkammer zog und wehmütig betrachtete. Sie hätte sich so gern bis in alle Ewigkeit herumschieben lassen wie eine Prinzessin in der Kutsche und ihr Königreich inspiziert, am liebsten eins mit einem Zauberwald, in dem winzige Elfen tanzten. Elfen, die ihr eigenes Deli besaßen, in dem es nur Leberwurst gab.

Edies Mutter verlagerte die Einkäufe in ihren verschwitzen Armen. Etwas roch säuerlich, sie merkte, dass sie es selbst war, plötzlich lief ein wahrer Schweißbach von ihrer Achsel den Arm hinunter, und als sie den Arm an der Tüte abwischen wollte, drehte sich die Tüte auf einmal, und als sie mit dem anderen Arm danach griff, kam die andere Tüte ins Rutschen, und sie beugte sich vor und hielt beide fest und versuchte, die Tüten auf den Schenkeln abzusetzen, aber es half nichts, die obersten Lebensmittel quollen aus beiden Tüten heraus: Zuerst landeten der Laib Brot, das Gemüse und die Tomaten auf Edies Kopf, dann zwei große Dosen Bohnen auf Edies Fingerspitzen.

Die kleine Edie Herzen, Löwin in Ausbildung, konnte schon ziemlich gut brüllen.

Ihre Mutter ließ die Tüten fallen. Sie packte ihre Tochter, sie hielt sie fest, sie drückte sie an sich (und fragte sich wieder einmal, warum Edie schon so fest war, so *hart*), sie beruhigte

ihre Kleine, während ihr Vergehen in ihrem Magen kochte wie ein Ei in heißem Wasser, ein Gefühl irgendwo zwischen dem Wunsch, ihre Tochter möge sofort mit dem Weinen aufhören – in fünf Minuten, fünf Jahren, fünfzig Jahren würde es ohnehin wieder gut sein, sie würde sich an den Schmerz gar nicht mehr erinnern –, und dem Wunsch, selbst zu weinen, denn sie wusste, sie würde niemals vergessen, wie ihr zwei Dosen mit Bohnen heruntergefallen waren, direkt auf die Finger ihrer Tochter.

»Komm, zeig doch mal«, sagte sie zu Edie, die heulte und gleichzeitig den Kopf schüttelte und die Hände fest an den Körper drückte. »Woher sollen wir wissen, ob alles in Ordnung ist, wenn ich sie mir nicht ansehen darf?«

Edie blieb eine Weile dabei, zu heulen und die Hände zu verstecken. Nachbarinnen machten die Türen auf, warfen einen Blick ins Treppenhaus und schlossen sie wieder, als sie sahen, dass es nur um dieses dicke Kind aus 6D ging, das eben noch klein war, und kleine Kinder weinten eben. Edies Mutter herzte und flehte. Die Eiscreme schmolz. Ein Nagel würde blau werden und eine Woche später abfallen, und wenn sie meinte, dass Edie inzwischen schrie wie am Spieß, dann hatte sie noch nichts Richtiges gehört, aber das konnte noch niemand wissen. Narben würden nicht zurückbleiben, obwohl Edie ein narbenreiches Leben bevorstehen sollte, in der einen oder anderen Hinsicht, aber auch das konnte noch niemand wissen.

Edies Mutter saß da und hielt ihre Tochter im Arm, bis sie schließlich das Einzige tat, was ihr noch übrigblieb. Sie griff hinter sich, hob das in seinem Umschlagpapier noch warme, erst vor einer knappen Stunde bei Schiller's an der Dreiundfünfzigsten Straße gebackene Roggenbrot vom Boden auf,

riss einen Brocken ab und reichte ihn ihrer Tochter, die jedoch nicht reagierte und unversöhnlich weiter schluchzte, weil gerade ein winziger Funke Gemeinheit in ihr aufgeglommen war.

»Gut«, sagte ihre Mutter. »Ich nehm's gern.«

Wie lange mochte es wohl gedauert haben, bis Edie den Kopf wandte und ihre zitternde Hand nach Nahrung ausstreckte? Mit erwartungsvoll, wenn auch verschlafenen geöffnetem Mund, wie ein Vogeljunges. Der Roggen im Mund. Sehnsucht nach Leberwurst. Elfenträume. Wie lange, bis sie ihrer Mutter auch die andere, rosa, lila und blau verfärbte Hand mit dem blutigen Nagelbett am Zeigefinger hinhielt? Bis ihre Mutter die Hand über und über küsste?

Essen war aus Liebe gemacht und Liebe aus Essen, und wenn man so dafür sorgen konnte, dass ein Kind aufhörte zu weinen, dann war das völlig in Ordnung.

»Trag mich«, sagte Edie, und diesmal konnte die Mutter es ihr nicht abschlagen. So stieg sie dann die Treppe hinauf in den vierten Stock, um den Hals die Tasche mit Büchern aus der Bibliothek, die sie nur ein bisschen würgte, in einem Arm die beiden Einkaufstüten und auf dem anderen ihre geliebte Tochter Edie.

Das denkbar Gemeinste

Robins Mutter Edie stand in der kommenden Woche eine weitere Operation bevor. Gleicher Eingriff, anderes Bein. Alle sagten ständig: Immerhin weiß man, was einen erwartet. Robin stieß gerade mit Daniel, ihrem Nachbarn von unten, auf das Bein an, in der Bar gegenüber ihrem Mietshaus. Draußen war es kalt. Januar in Chicago. Robin hatte fünf Kleidungsschichten angelegt, nur um über die Straße zu gehen. Daniel war schon betrunken gewesen, als sie kam. Ihre Mutter wurde zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres aufgeschnitten. Prost.

Die Bar war nullachtfünfzehn, null gemütlich und überhaupt eher eine Nullnummer. Robin fiel es schwer, den Weg dorthin zu erklären. Im einzigen Fenster hing zwar eine Leuchtreklame für »Old Style«-Bier, aber an der Eingangstür stand keine Hausnummer. Zwischen 242 und 246, sagte sie meist, auch wenn die Leute das irgendwie verwirrend fanden. Daniel allerdings nicht. Er kannte den Weg.

»Auf die zweite«, sagte Daniel. Er hob sein Glas. Diesmal trank er das braune Zeug. Sonst trank er eher das hell- oder dunkelgelbe Zeug, aber schließlich war Winter. »Geht's um das rechte oder das linke Bein?«

»Das kann ich mir nicht mal merken, stell dir vor. Ich glaube, ich hab's verdrängt. Ist das nicht schrecklich? Bin ich ein schrecklicher Mensch?« Das Ganze hatte sie überrascht, obwohl es eigentlich kein Wunder war. Ihre Mutter weigerte sich, vernünftig zu essen oder Sport zu treiben, und war im

Laufe der letzten zehn Jahre völlig verfettet. Zwei Jahre zuvor hatte man bei ihr Diabetes diagnostiziert. Im fortgeschrittenen Stadium. Der Diabetes hatte in Kombination mit der katastrophalen genetischen Veranlagung zu einer Gefäßkrankung in den Beinen geführt. Aus dem anfänglichen Kribbeln war ein dauerhafter Schmerz geworden. Robin hatte die Beine ihrer Mutter im Krankenhaus nach der ersten Operation gesehen und beim Anblick der blauen Verfärbungen gewürgt. Das hätte ihrer Mutter doch auffallen müssen! Oder ihrem Vater! Das konnte ihnen doch nicht entgangen sein! Der Arzt hatte ein kleines Metallröhrchen, einen Stent, in das Bein eingeführt, damit das Blut richtig fließen konnte. (Robin fragte sich, was mit dem Blut passierte, wenn es nicht floss.) Ursprünglich hatte er einen Bypass legen wollen, eine Vorstellung, die alle bedrohlich fanden. Doch der Arzt blieb bei seiner Meinung, wie Benny sagte, Robins Bruder. »Daraus könnte schnell was Ernstes werden«, hatte er ihr erklärt. »Das sollte uns eine Warnung sein.« Aber Edie hatte selbst mit dem Arzt verhandelt. Sie versprach ihm, sich zu bessern. Sie versprach, an sich zu arbeiten. Nach fünfunddreißig Jahren als Anwältin wusste sie sich zu wehren. Ein halbes Jahr später hatte Edie nichts in ihrem Leben verändert, keinen Schritt unternommen, um sich selbst zu helfen, und das hatten sie nun alle davon.

»Es ist mir ja nicht gleichgültig«, sagte Robin. »Ich will es nur einfach nicht wissen.« Sie wusste ohnehin schon zu viel. Hier sprang ihr das wahre Leben ins Gesicht, und damit wollte sie nichts zu tun haben.

In der Woche zuvor war sie nach Hause gefahren, um nachzusehen, was der Wahnsinn so machte, zurück in die Vorstadt, in der sie aufgewachsen war, die sie dreizehn Jahre

zuvor in der Hoffnung verlassen hatte, niemals zurückzukehren, und in der sie sich nun viel zu häufig wiederfand. Ihre Mutter hatte sie vor dem Bahnhof abgeholt, war dann um die Ecke gefahren und hatte vor einem Kino geparkt. Es war später Nachmittag; an der Schule, wo Robin unterrichtete, hatte es einen halben Tag frei gegeben. (Sie hatte sich ausgemalt, was sie mit diesem freien Nachmittag anfangen würde: ausgiebig am See laufen gehen während der wärmsten Stunden des Tages, oder ein frühes Besäufnis mit Daniel. Aber es hatte nicht sollen sein.) Rentner kamen im Zeitlupentempo aus der Matineevorstellung. Ein paar Hausfrauen zerrten ihre Kleinkinder zum Parkplatz auf der anderen Straßenseite. Fast hätte sich Robin aus dem Auto geworfen, ihnen nach. *Nehmt mich mit!*

»Ich muss dir was erzählen, bevor wir nach Hause fahren«, hatte ihre kurzatmige Mutter gesagt, von deren massigem Fleisch nur das fahle Gesicht, das Doppelkinn und der wulsige Hals aus dem Pelzmantel ragten. »Dein Vater hat mich verlassen. Er hatte genug.«

»Das soll wohl ein Witz sein«, sagte Robin.

»Es ist Tatsache«, sagte ihre Mutter. »Er hat die Flatter gemacht, und er kommt nicht zurück.«

Später fiel Robin auf, was für ein seltsamer Ausdruck das war. Als hätte ihr Vater zuvor wie ein Vogel in einem mit vollgekacktem Zeitungspapier ausgelegten Käfig gegessen. Ihre Gefühle für den Vater schwankten heftig in diesem Moment. Ihre Mutter war schwierig. Die Situation war schwierig. Er hatte sich wie ein Feigling davongemacht – Feigheit allerdings hatte Robin noch nie jemandem verübelt, das war einfach eine Entscheidung, die man eben traf. Doch sie hasste sich selbst für diesen Gedanken. Schließlich ging es um ihre

Mutter, sie war krank, sie brauchte Hilfe. Wenn Robin sich ihre eigenen zugegebenermaßen fragilen Moralvorstellungen vor Augen führte, wusste sie, dass es nur ein naheliegendes Urteil gab. Seine Entscheidung war verabscheuungswürdig. Den ganzen Gedankengang sollte sie niemals laut aussprechen, wohl aber das Fazit: Ihr Vater verdiente keine Vergeltung. Sie hatte ihn schon vor dieser Geschichte zwar geliebt, aber nicht besonders gemocht, und nun brauchte es nicht viel, um ihre Gefühle in so etwas wie Hass umschlagen oder zumindest die Liebe vergehen zu lassen.

Die Mutter schluchzte. Robin berührte die Hand ihrer Mutter. Sie legte die Hand auf die Schulter der Mutter. Edie zitterte, und ihre Lippen waren blau. Nur ein Schritt bis zum Tod, dachte Robin. Aber sie war keine Ärztin.

»Ich hätte ihn besser behandeln sollen«, sagte die Mutter.

Dagegen konnte Robin nichts sagen, aber sie konnte auch nicht umhin, ihrem Vater die Schuld zu geben. Richard Middlestein hatte sich zu einem Leben mit Edie Herzen verpflichtet. Und Edie lebte noch.

So kam es, dass die Operation zur Nebensache wurde. Robin hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, Edie nach ihrer Gesundheit zu fragen. Um diese Dinge kümmerte sich ohnehin meist ihr Bruder. Bei der ersten Operation war Robin hingefahren, hatte ein paar Stunden im Wartezimmer gegessen wie alle anderen – *langweilig*; sie wussten doch alle, dass es gutgehen würde, es war ein simpler Eingriff und sie würde am selben Abend aus dem Krankenhaus kommen – und bei der nächsten behauptet, sie sei zu beschäftigt. Sie hatte geglaubt, ungeschoren davongekommen zu sein, auch wenn das hieß, dass sie menschlich einfach das Letzte war. Ihr zuverlässiger, solider, familienfixierter Bruder Benny, der

zwei Vororte von den Eltern entfernt wohnte, würde ja hingehen. Er, seine Frau mit der korrigierten Nase, Nichte Emily und Neffe Josh, sie alle würden geduldig mit Robins Vater abwarten, bis ihre Mutter wieder zu sich kam. Wie viele besorgte Kinder brauchte man eigentlich, um so eine Glühbirne einzuschrauben?

Doch dieses jüngste Trauma war etwas Neues und Außergewöhnliches. Hier ging es um ein gebrochenes Herz. Ums Verlassenwerden. Und für diese Dinge war Benny alles andere als gerüstet. Robins Gedanken wanderten zu anderen Menschen im Leben ihrer Mutter, die vielleicht in der Lage wären, ihr zu helfen, etwa ihre langjährigen Freunde aus der Synagoge, die Cohns und die Grodsteins und die Weinmans und die Frankens. Vierzig Jahre kannten sie einander. Doch diese Freunde waren alle noch verheiratet und hatten keine Ahnung von solchen Sachen. Nein, das war Robins Gebiet. Die war schließlich Dauersingle, und das wahrscheinlich aus gutem Grund. Nun war sie endlich auch mal dran.

»Du bist überhaupt kein schrecklicher Mensch«, sagte Daniel. Er kratzte sich den blonden Bart, der so weich aussah. Robin stellte sich schon seit Monaten vor, wie weich er war. Alles an Daniel wirkte weich und tröstlich, wenn auch ein bisschen schwach. Der Kinn- und Schnauzbart, die Kopfhare und die Haare auf Brust und Bauch – im Sommer zuvor hatte sie öfter gesehen, wie er hinten auf der Terrasse in einer ausgebleichten Hängematte lümmelte und sich sonnte –, all das war ganz golden und flaumig. Einmal hatte sie ihm sogar den Kopf tätscheln wollen, nur um herauszufinden, wie sich die Haare anfühlten, doch als ihre Hand hochflog, hatte er das als Abklatschversuch verstanden und selbst die Hand

gehoben, um einzuschlagen, und da hatte sie wohl oder übel reagieren müssen.

Aber es waren schließlich nur Haare. Sie musste sie nicht berühren. Sie hatte selbst Haare, die auch ziemlich weich waren, schwarz, lockig, lang, elastisch, drahtig, aber trotzdem weich.

Außerdem gab es da auch noch anderes: seinen vom hell- oder dunkelgelben oder braunen Zeug aufgeblähten, tief und breit über den Hosengürtel hängenden Bauch, sein ganz eigener Airbag; ausgebeulte, ausgebleichene Flanellhemden mit löchrigen Manschetten und Taschen, weißlich-blaue Jeans oder Cordhosen mit durchgescheuerten Knien; Converse-Hightops, deren Sohlen von Klebeband gehalten wurden. Blutunterlaufene Augen. Eingerissene Nagelhaut. Die viele Zeit, die er im Internet verbrachte. (Klar, das war sein Job, aber sie machte sich trotzdem Sorgen.) Das Haus verließ er nur, um in diese Bar zu gehen, oder wenn Robin ihn bei wärmerem Wetter mit auf Spaziergänge schleppte.

»Dein Freund Daniel«, so nannte ihn Felicia, ihre Mitbewohnerin.

»Er ist nicht mein Freund«, sagte sie daraufhin.

»Ihr verhaltet euch aber so«, sagte Felicia dann. »Worüber redet ihr denn auf euren Spaziergängen?«

Sie redeten über Robins Mutter. Genau wie im Moment.

»Ich weiß nicht, wie ich ihr helfen soll«, sagte sie.

»Ich glaube, du musst einfach für sie da sein«, sagte er.

Ihr war klar, dass das ihre Aufgabe war, aber jedes Mal, wenn sie mit dieser Bahn nach Hause fuhr und die hohen, funkelnden Gebäude von Downtown Chicago in der Ferne langsam verschwanden, bis man nur noch die für den Stadtrand charakteristischen zahllosen Einkaufszeilen und -mei-

len und -zentren sah – die Vorstadt hatte durchaus mehr zu bieten, das wusste sie, aber mittlerweile sah sie nichts anderes mehr, weil ihr die Kombination aus Vorurteil und Neurose den Blick verstellte –, jedes Mal verfiel sie dann in tiefe Depression.

Wenn sie von New York nicht wieder zurück nach Chicago gezogen wäre, wäre das alles nie passiert. Das wusste sie im Innersten. Sie hatte es dort nur ein Jahr ausgehalten, ein Jahr mit vier anderen Mädchen in einer schmalen, heruntergekommenen alten Etagenwohnung in Bushwick, mit knarrender Decke und Nachbarn, die anscheinend ständig kochten. (Pfannengeklapper, unaufhörliches Gebrutzel: Wieso brieren die ständig irgendwas?) Es gab in der Wohnung zwei Fenster, eins auf das unbebaute Grundstück nebenan und das andere auf den vermüllten Durchgang hinter dem Haus. Die Fenster waren vergittert. Drinnen war es wie im Gefängnis und draußen noch schlimmer. Männer machten auf der Straße widerliche Bemerkungen über sie. Oft wurde sie »weiße Tussi« genannt, was sie hasste, auch wenn sie nichts dagegen einwenden konnte. Sie suchte unausgesetzt nach dem Charme ihres Viertels, ohne dafür gerüstet oder entsprechend kundig zu sein. In diesem Jahr verbrachte sie viel Zeit in der Bahn auf dem Weg in andere Stadtviertel, nur um dort nicht bleiben zu müssen.

Robins Mitbewohnerinnen waren ihr relativ ähnlich. Sie hießen Jennifer und Julie und Jordan – alle waren Jüdinnen, alle hatten im Mittleren Westen das College besucht und alle hatten heimlich gemeinsame Bankkonten mit ihren Müttern, die dort ab und zu kleine Extras einzahlten, damit sich die Mädchen etwas Hübsches gönnen konnten. Es gab eine vierte Mitbewohnerin, die im Wohnzimmer auf dem Sofa

schlief, wenn sie nicht bei ihrer Freundin übernachtete. Die forsche Teresa stammte aus Alaska, war in einer Stadt voller Betrunkener aufgewachsen und hatte sich bis in die Mittelschicht vorgekämpft, während die anderen Mitbewohnerinnen dort einfach nur verharrten.

Zusammengeführt hatte sie das gemeinnützige »Teach for America«-Hilfsprogramm, in dessen Namen sie nun an schrecklichen Highschools in ganz Brooklyn benachteiligte Kinder unterrichteten. Nicht im malerischen Brooklyn von Park Slope, wo schöne Menschen mit ihren kleinen Kindern wohnten, sondern östlich davon in Richtung der Rennbahnen und Flughäfen – in Richtung Nirgendwo, wie es ihnen manchmal vorkam. Robin war auf all das nicht vorbereitet gewesen. Nicht einmal durch ihren lebenslangen Konsum der Massenkultur, die zeigte, wie chaotisch es an Schulen in verarmten urbanen Gebieten zugehen konnte. Kein Film oder Song, keine Folge von *Law & Order*, kein Collegeseminar oder Orientierungsprogramm hatte sie darauf vorbereitet, wie absolut ätzend ein Jahr Unterricht an einer Schule voller gefährdeter Kinder sein konnte. Wenn sie Hoffnung und Inspiration gesucht hatte oder glaubte, selbst so etwas bieten zu können, dann war sie dort falsch. Sie spielte in einer völlig anderen Liga. Jeder wusste das. Robin hatte kein Pokerface. Sie *zuckte* den ganzen Tag.

Jeden Morgen wachte sie auf und fragte sich, ob sie mehr Schaden anrichtete als nutzte. Sie kaufte von ihrem eigenen Geld Papier und Textmarker. Sie versuchte, Neuerungen einzuführen: Sie beklebte eine große, leere Blechdose (gehackte Tomaten für die Pastasauce vom vergangenen Abend) mit Papier, taufte sie die »Hör-mir-zu-Dose« und stellte sie vorn im Klassenzimmer auf. »Wenn euch nach Schreien ist oder

ihr euch über irgendwas ärgert, dann schreibt es einfach auf und steckt den Zettel da rein«, wies sie die Kinder an. »Und ich verspreche, euch wird zugehört.«

Nach dem Unterricht las sie die Zettel. Manchmal waren es schlichte Informationen.

Jemand hat meinen Bleistift geklaut.

Ich mag keine Tests.

Es müsste jeden Tag Chicken Nuggets zu Mittag geben.

Öfter waren es allerdings Botschaften voller Wut oder Traurigkeit.

Mein Vater hat mich gestern Abend Schwuchtel genannt.

Bei mir zu Hause ist es zum Schlafen zu laut.

Ich hasse Sie ich hasse die Worte hier ich hasse alle.

Aber nicht deswegen war sie aus der Stadt weggezogen, jedenfalls nicht, soweit sie sich erinnerte. Es hatte einen wirklichen, konkreten Wendepunkt gegeben, und zwar gegen Ende des Schuljahres. Eine Woche lang waren sie und ihre Mitbewohnerinnen völlig zerstoehen aufgewacht – zunächst waren es nur wenige Stiche gewesen, bis sich dann ein paar Tage später am ganzen Körper, an Bauch, Beinen und Armen rote, brennende Flecken zeigten. Es half nichts. Sie hatten Bettwanzen. Teresa war diejenige, die schließlich erkannte, was es mit den Stichen auf sich hatte und was man dagegen unternehmen musste. Sie würden sämtliche Kleidungsstücke heiß waschen müssen. Einen Kammerjäger rufen. »Und diese Matratzen kann man nur wegschmeißen«, sagte sie. Wer hatte eigentlich vorgeschlagen, sie zu verbrennen? War es Robin